



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

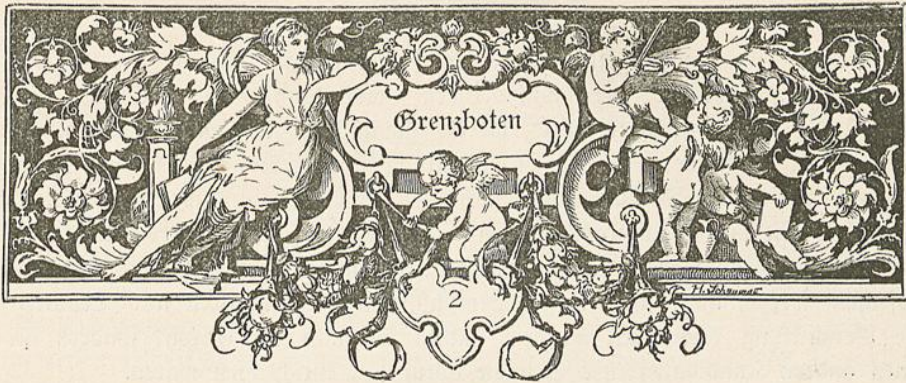
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Krisis in Frankreich.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Krisis in Frankreich.



Das republikanische Frankreich oder, wie man auch sagen kann, der Parlamentarismus in Frankreich macht seit den letzten dortigen Wahlen eine Krisis durch, die man ohne Übertreibung zu den gefährlichsten Perioden der neuesten Geschichte dieses unsers Nachbarlandes zählen darf, und es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß, während in Großbritannien das parlamentarische System die bisher herrschenden Parteien in Not und vor ein bedenkliches Dilemma gebracht hat, auch den Franzosen aus dieser Methode des Regierens schwere Verlegenheiten erwachsen sind. Dort ist es die irische Partei, die durch ihr Anwachsen das herkömmliche Schaukeln, bei dem bald die Konservativen, bald die Liberalen höher schwebten, mit verdrießlicher Störung bedrohte und sie vor die Wahl stellte, entweder Einwilligung zu Gesetzen zu versprechen, welche eine Zerspaltung des Reiches zur Folge haben konnten, oder auf die Herrschaft ihrer Partei wenigstens für die nächste Zeit zu verzichten. Hier, in der französischen Republik, spielt die monarchische Partei, durch die letzten Wahlen beträchtlich verstärkt, den beiden republikanischen Fraktionen, den Opportunisten und den Radikalen, gegenüber eine ähnliche Rolle. Es sah in der That kurz vor Weihnachten in Paris recht trübe am politischen Himmel aus. Das Ministerium Brisson war mit einer Niederlage in der Debatte über Tonking bedroht, und die letztere endigte mit einer Abstimmung, welche ihm zwar eine Majorität ließ, aber eine so geringfügige, daß man nach parlamentarischem Brauch mit ihr kaum weiter regieren konnte. Während infolgedessen das opportunistische Kabinet an seinen Rücktritt vom Staatsruder denken mußte, lief die Regierungsdauer des Präsidenten Grévy ab, und Senat und Deputirtenkammer hatten, zum Kongreß zusammentretend, einen Nachfolger zu ernennen. War eine Wiederwahl Grévys

mit großer Stimmenmehrheit zu erwarten, so hatte man doch zu fürchten, daß die monarchische Rechte, die schon bei den Verhandlungen über Tonking sehr wirksam die Zähne gewiesen hatte, die Gesetzmäßigkeit der Präsidentswahl auf Grund der Thatfache, daß die Versammlung unvollständig sei, weil in ihr, gerade so wie bei der Tonkingdebatte, nicht weniger als zweiundzwanzig Deputirte fehlten, welche die Republikaner wegen klerikaler Umtriebe bei deren Wahl als auf ungesetzlichem Wege zu einem Mandat gekommen beseitigt hatten, lebhaft anfechten werde, und daß verschiedene republikanische Senatoren und Deputirte die Verwicklung vermehren würden, indem sie nicht für Grévy, sondern für einen andern Kandidaten ihre Stimme abzugeben entschlossen waren.

Die letztere Besorgnis erledigte sich. Zwar versuchte die Rechte zu protestiren, aber der Vorsitzende des Kongresses ließ sie nicht zu Worte kommen, und die parlamentarischen Annalen der Republik hatten nur einen neuen großen Skandal mit Schimpfreden und Balgereien aufzunehmen. Grévy wurde mit großer Majorität, wenn auch nicht so großer wie vor sieben Jahren, wieder gewählt. Eine ernstliche Gegenkandidatur war nicht vorhanden, und er selbst empfahl sich den parlamentarisch gestimmten und geschulten Gemüthern sowie den Liberalen überhaupt nach vielen Seiten hin. Grévys Leben war immer der Freiheit geweiht gewesen, wie sie die „öffentliche Meinung“ in Frankreich versteht. Jules Ferry war längst abgethan, Brisson war in der Tonkingdebatte ein paar Tage vorher so gut wie unterlegen und hatte überdies auf die Präsidentschaft offen und bestimmt verzichtet, eine Kandidatur Clémenceaus wäre nach dem Ausfall der Oktoberwahlen mit dem Anfange des Endes der dritten französischen Republik identisch gewesen, auch Freycinet hatte keinerlei Ausichten, wenigstens für jetzt nicht. Ganz anders Grévy. Seit Gambetta, der „Dauphin der Republik,“ gestorben war, gab es niemand, der sich unter den Vertretern der republikanischen Parteien so großer Beliebtheit erfreut hätte als er. Als Student schon that er sich als freisinniger Politiker hervor, indem er in der Julirevolution zu den Kämpfern gehörte, die sich der Kaserne Babylon bemächtigten. Als Advokat zeichnete er sich durch Verteidigung von Leuten aus, die politischer Verbrechen wegen angeklagt waren. Nach der Februarrevolution schickte ihn Ledru-Rollin als Kommissär der Regierung ins Departement des Jura, die Heimat Grévys, wo er sich so populär machte, daß er in die konstituierende Nationalversammlung gewählt wurde. Hier hielt er sich unabhängig und blieb den Radikalen fern, gehörte aber immer zu den Wortführern der republikanischen Sache. Er war der Urheber eines Antrages, welcher der Bewerbung Louis Napoleons um die Krone einen Kiegel vorschieben sollte, aber in der Sitzung vom 7. Oktober 1848 mit großer Majorität abgelehnt wurde. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dezember nahm Grévy den Kampf gegen den Prinz-Präsidenten unerschrocken wieder auf, indem er mit andern Deputirten dagegen protestirte. Man verhaftete ihn, gab ihm aber bald wieder die Freiheit. Nach der Schlacht bei Sedan

schloß er sich der republikanischen Erhebung an, wirkte aber auf die Einberufung einer Nationalversammlung und den Abschluß eines Friedens hin und zerfiel insolge dessen mit Gambetta, der ihm wie Herrn Thiers mit seinem Widerstande bis aufs Messer als „tollwütiger Narr“ erschien. Die Nationalversammlung von Bordeaux wählte ihn zu ihrem Vorsitzenden, in welcher Stellung er große Energie und nicht weniger Mäßigung und Umsicht befundete. Als Nachfolger Mac Mahons bestieg er endlich am 30. Januar 1879 den Stuhl des Präsidenten der Republik. Als solcher hatte er die nach den Ansichten und Absichten der Volksvertretung geschaffnen Gesetze zu verkündigen und deren Ausführung anzuordnen und zu überwachen, es stand ihm das Begnadigungsrecht zu, er verfügte innerhalb der Schranken der parlamentarischen Macht über die Armee, ernannte die Beamten und Offiziere und konnte mit Zustimmung des Senats die Deputirtenkammer vor Ablauf ihres Mandats auflösen. Sein eignes Mandat war auf einen Zeitraum von sieben Jahren beschränkt. Sein Vorgänger hielt es nicht so lange aus; er war „nicht imstande, sich zu unterwerfen,“ und so geboten ihm „gesunder Menschenverstand und Vaterlandsliebe,“ seine Gewalt an die Volksvertretung zurückzugeben. Zu jener Zeit war die Aufgabe, „die Republik zu machen,“ den vereinten Bemühungen Gambettas und Thiers', denen die numerische Schwäche und die Thorheit der Legitimisten zu Gute kamen, gelungen, und Grévy wurde als ein Mann, auf den sich die Republikaner verlassen zu können glaubten, zum Nachfolger des unbequemen und gefährlichen Marschalls gewählt. Er sollte herrschen, aber nicht regieren, mehr Repräsentant eines Prinzips, mehr Ornament als lebendige Persönlichkeit mit einem eignen Willen und einer eignen Meinung sein, wie es der Parlamentarismus vorschreibt. Man täuschte sich in Grévy nicht: er war Republikaner, Anhänger der Demokratie und des Parlamentarismus aus Überzeugung, er wollte nur Vertreter eines Prinzips, nur eine stumme Abstraktion, nur Ornament auf der Spitze der Staatspyramide sein, und sein Temperament unterstützte seinen Willen. Er wurde ein Musterpräsident für Demokraten, ein Staatsoberhaupt, wie es unsre Anwälte des Parlamentarismus aus unsern Monarchen machen möchten. Er hatte einst den Antrag gestellt, es sollte in der französischen Republik keine Präsidenten geben, sondern nur eine Abgeordnetenkammer und eine Reihenfolge von dieser allein beauftragter, abhängiger und absehbare Minister, und jetzt setzte ihn die Ironie des Schicksals auf den Stuhl, den er damit hatte umstoßen und in die Kumpelkammer verbannen wollen. Aber er verfuhr auf diesem Sitze fast ganz so, als ob derselbe wirklich beseitigt worden wäre. Er saß da mehr als heiteres Bild wie als Persönlichkeit sieben volle Jahre, besorgte seine verfassungsmäßigen Pflichten und Funktionen so ruhig als möglich, sodaß man den Apparat, der er war, kaum gehen hörte, nahm Ministerien mehr an, als er sie wählte, empfing mit Würde Botschafter und Gesandte, präsidirte mit phlegmatischer Parteilosigkeit bei Beratungen des Kabinetts, ging dazwischen auf die Jagd,

wenn er nicht Billard zu spielen hatte, und war fast immer bereit, jedes Schriftstück zu unterzeichnen, das ihm vorgelegt wurde; höchstens machte er dabei zuweilen eine Ausnahme mit solchen, welche die Todesstrafe über Verbrecher aussprachen, die von einem unverständigen Geschwornengerichte seiner Gnade empfohlen wurden. Was auch von strengen Kritikern oder bitteren Feinden über die siebenjährige Thätigkeit oder vielmehr Unthätigkeit des Präsidenten Grévy vorgebracht wurde, niemand konnte ihm vorwerfen, daß er bei irgendeiner Gelegenheit auch nur den leisesten Versuch gemacht hätte, seinem Amte durch Hervortreten mit seiner Meinung und seinem Wunsche und Willen, durch Beeinflussung der Minister oder der beiden Vertretungskörper oder durch leistretende Beschränkung der Wirksamkeit derselben mehr Bedeutung zu verschaffen. Er that dies so wenig, wie es eine Statue von Porzellan oder Marmor gethan haben würde, die man statt seiner auf den Präsidentenstuhl gesetzt hätte. Es war in seiner Haltung etwas von der Tugend der Asketen und Säulenheiligen, die alle andre Gedanken und Bestrebungen als die religiösen in sich ertöten haben, nur war seine Religion der Parlamentarismus. Wenn die auswärtigen wie die innern Angelegenheiten Frankreichs sich unter seinem Regimente — falls man es so bezeichnen darf — nicht immer besonders erfreulich verlaufen sind, so trifft ihn keine Schuld. Wenn er seine Tugenden im Schatten und in der Stille fromm parlamentarischer Gesinnungstüchtigkeit ausgeübt hat, wenn seine Verdienste, soviel uns zur Kenntnis gelangt ist, nur negativer Art waren, so muß man ihm doch nachrühmen, daß er damit über manche schwierige Aufgabe gut hinweggekommen, daß er niemand dabei in den Weg getreten ist, und daß er mit seinem Phlegma manches Feuer gelöscht oder doch gedämpft hat, welches aus dem Aneinanderprallen der Parteien hervorsprang. Nicht wenige Ministerien tauchten aus der parlamentarischen Flut vor ihm auf, um meist bald wieder zu versinken, und nicht wenige große Lichter erloschen in Mißgeschick oder Tod, während er in seiner heitern Beschaulichkeit mit mattem, kaltem Lichte weiter leuchtete, ruhig und unbewegt von dem stürmischen Drängen und Hasten, mit dem andre unter und neben ihm nach Ruhm und Macht jagten. Der Senat ist unter ihm umgestaltet worden, die Methode, nach welcher die Deputirten gewählt werden, hat einer andern, dem Listenstrutinium, Platz gemacht, es hat Aktion und Reaktion gegeben, aber in dem Verhalten des Präsidenten hat keine sichtbare Veränderung stattgefunden. Während seines ersten Septennats ist die Politik, welche koloniale Ausdehnung im Auge hat, ins Werk gesetzt worden, sie hat viel Geld und Blut gekostet und teils dementsprechende, teils wenig befriedigende Ergebnisse zu verzeichnen gehabt, aber niemals hat man Anzeichen bemerkt, daß der Präsident sich anregend und fördernd oder mißbilligend und hemmend dabei eingemischt hätte. Ob er seinen theoretischen Widerspruch gegen den Posten eines Präsidenten noch festhält oder nicht, jedenfalls ist es sicher, daß er die Bedeutung seines Amtes in einer Art und Weise, die unter franzö-

fischen Politikern nicht gewöhnlich, ja fast unerhört ist, vermindert und seine Befugnisse in beinahe unmerklicher Weise ausgeübt hat. Er war klug und loyal im Sinne des Katechismus seiner Partei, peinlich gewissenhaft gegenüber dem ihm erteilten Auftrage und somit in jeder Beziehung vertrauenswürdig, soweit dies durch Unthätigkeit erreicht werden kann. Die republikanischen Parteien Frankreichs konnten während seiner Amtsführung thun und lassen, was ihnen beliebte, dieselbe war eine durchaus mustergiltige Parlamentsregierung.

Hierin vor allem lag Grévy's Empfehlung, als man zur Wahl des Präsidenten der Republik schritt. Daneben mochte seine Kandidatur bei ehrgeizigen Politikern von Einfluß noch den Umstand für sich haben, daß er als hochbetagter Herr (er ist im Jahre 1807 geboren) wahrscheinlich bald Platz für andre machen wird. Diese Leute hatten jetzt wenig oder gar keine Hoffnung, ihm den Rang abzulaufen, aber den Trost: Interim fiet aliquid, in zwei oder drei Jahren konnte es für sie besser stehen. Das zweite Septennat Grévy's wird vermutlich nicht so glatt verlaufen wie sein erstes. Die Krisis, welche die Republik durchmacht, ist noch keineswegs zu Ende, vielmehr erst in ihren Anfängen. Die politische Lage in Paris ist verwickelt und voll Verlegenheiten und Gefahren für die Parteien, die bisher herrschten. Man muß auf gewaltige Zusammenstöße und auf noch mehr rasch aufeinander folgende Kabinettswechsel, als sie die letzten Jahre in Frankreich sahen, gefaßt sein. Im Abgeordnetenhause scheint keine sichere Majorität vorhanden zu sein, auf die ein Ministerium sich, sei es von welcher Farbe es wolle, stützen könnte. Die letzten Wahlen erzeugten drei, wenn nicht vier Parteien, und die Abstimmung in der Tonkingfrage zeigte, daß ein Zusammengehen, eine vereinte Anstrengung von zweien derselben, der Rechten und der Linken, jedes Cabinet, das der Präsident wählen mag, zu Falle bringen oder mindestens schwer gefährden, erschüttern, um seine nächste Zukunft besorgt machen und in ohnmächtige Unsicherheit versetzen kann. Die Republikaner sind unter sich selbst durch verschiedene tiefgehende Meinungsverschiedenheiten, wie es scheint, unversöhnlich gespalten, und die Monarchisten zerfallen zwar ebenfalls in mehrere Schattirungen, sind aber einig in der Opposition gegen die Republik. Die Benutzung ihrer Majorität zu einem Beschlusse, welcher eine große Anzahl von Wahlergebnissen für ungültig erklärte und mehr als 300 000 monarchisch gesinnte Wähler behandelte, als ob sie nicht votirt hätten, hat die trotzdem noch sehr stark gebliebene Gruppe der Monarchisten mit tiefem Ingrimm erfüllt. Ihre von der Liste gestrichenen Kollegen waren dadurch nicht bloß verhindert, bei der Tonkingfrage mit gegen das opportunistische Ministerium Sturm zu laufen, sondern auch ihre Stimme im Kongresse gegen den Kandidaten der Opportunisten zur Präsidentschaft ins Gewicht fallen zu lassen. Ob diese Monarchisten mit Recht ausgeschlossen wurden oder nicht, die Wirkung auf sie blieb dieselbe. Sie, die Mandatare von vier Departements, durften nicht dabei sein und mitstimmen, zunächst als es galt, im Sinne dieser Departements die Kredite für

Tonking dem Ministerium Brisson zu verweigern, dann als ihre Partei in voller Stärke gegen die Wahl Grévy's votiren sollte. Wären sie bei der letztern Gelegenheit zugegen gewesen, so würde, wie es heißt, die Rechte sogar einen eignen Kandidaten für den Präsidentenstuhl aufzustellen gewagt haben, und Grévy hätte eine erheblich schwächere Majorität auf sich vereinigt.

Die Uneinigkeit und die daraus hervorgehende Schwäche der Republikaner kann in gewissem Maße befremden. Man hatte von der Einführung des Listensfrutiniums erwartet, es würde eine kompakte Mehrheit in die Kammer liefern, bereit, die opportunistischen Führer oder wenigstens eine Regierung zu unterstützen, die aus Republikanern von mehr oder minder gambettistischer Färbung zusammengesetzt wäre. Das Gegentheil trat ein: statt der geweisagten Einigkeit ergaben die Wahlen eine unverhoffte und gefährliche Zwietracht, der Opportunismus, dieser große Gönner und Förderer kolonialer Unternehmungen und kostspieliger öffentlicher Arbeiten, zeigte sich beträchtlich geschwächt, die Monarchisten rückten, fast zweihundert Mann stark, in den Saal der Deputirtenkammer ein, um direkt und indirekt als Mandatare von Hunderttausenden die Republik anzugreifen und zu erschüttern, die Leute der äußersten Linken, die Radikalen aller Schattirungen vom Rosenrot bis zum Blutrot der Kommunisten, kehrten ebenfalls numerisch und durch ihre Siege moralisch gestärkt zurück zum Sturme gegen die herrschende gemäßigte Partei.

Unter gewöhnlichen Umständen würde Brisson trotz der Sanktion, die seiner Politik vonseiten des Senats erteilt wurde, sicherlich von seinem Posten sofort zurückgetreten sein. Die parlamentarische Schlacht indes, die in der Tonkingfrage geliefert wurde, fand in einem außergewöhnlichen Momente statt, kurz vor dem Tage, an welchem ein neuer Präsident der Republik zu wählen war. Diesen Akt mußte der Minister noch abwarten. Jetzt, wo derselbe vorüber ist, wird Brisson dem Präsidenten den Auftrag, der ihn aus Staatsruder stellte, zurückgeben. Seine Parteifreunde und Amtsgenossen haben sich angelegentlich bemüht, ihn zum Bleiben zu bewegen, aber nach den neuesten Berichten steht sein Entschluß, seinen unsicher gewordenen Posten zu verlassen, unerschütterlich fest. Wahrscheinlich wird der Präsident Grévy, wenn ein Nachfolger zu suchen ist, Freyinet ersuchen, sich ihm zu diesem Zwecke zur Verfügung zu stellen, der aus der Tonkingdebatte allein mit einigem Erfolge hervorgegangen ist und Aussicht hat, auch künftigen Angriffen in der Angelegenheit, die nicht ausbleiben werden, die Spitze bieten zu können. Wer aber auch der neue Premier sein wird, er wird einen harten Stand haben und eine Aufgabe vor sich sehen, die von nicht gewöhnlicher Schwierigkeit ist. Er wird fast jeden Tag das Schwert am Haar über sich hängen sehen, weil er keine zuverlässige Majorität um sich hat, indem jederzeit die Radikalen mit den Monarchisten zur Opposition gegen das Cabinet zusammentreten können. Selbst ein Mann wie Clémenceau hat den Mut verloren, als Leiter einer Regierung zu fungiren, die in der Volks-

vertretung einer jetzt fast allmächtigen Gruppe von Politikern gegenübersteht, welche nach eigener Überzeugung und im Sinne und Auftrage ihrer Wähler sich verpflichtet fühlen, die Republik samt allem ihrem Zubehör aufs eifrigste zu hassen und zu bekämpfen. Der radikale Führer hat in der That den Gedanken, das Ruder in die Hand zu nehmen, von sich gewiesen. Zwar hatte man es ihm nicht förmlich angetragen, aber er war zu klug, um nicht vorauszusehen, daß auch er sich als Minister nicht lange würde halten können, da eine Koalition der radikalen und der monarchischen Abgeordneten zu diesem Zwecke ein Ding der Unmöglichkeit ist. Keine republikanische Regierung wird auf Hilfe vonseiten der Reaktionen hoffen dürfen, namentlich jetzt nicht, wo der Ausschluß der zweiundzwanzig Monarchisten diese Partei aufs äußerste erzürnt hat. Dieselbe hatte bei der Abstimmung vom 24. Dezember zum erstenmale Gelegenheit, Rache zu nehmen, sie benutzte sie mit bestem Erfolge, und sie wird nur zu begierig sein, in Zukunft sich weiter zu rächen. Nur zu gemeinsamer Opposition, nicht zu gemeinsamer Regierung lassen sich Radikale und Monarchisten vereinigen. Es wird also wahrscheinlich bei Freycinet bleiben, wenn man einen neuen Premier braucht. Derselbe hat in beiden Kammern eine große Anzahl von Freunden und erfreut sich auch bei Grévy großen Vertrauens. Er ist unstreitig der klarste Kopf im gegenwärtigen Kabinette und hat sich auch als guter Ressortminister erwiesen, womit freilich nicht gesagt werden kann, er würde als Chef der Regierung den Stürmen gewachsen sein, welche bald nach Ablauf der Neujahrsferien ausbrechen werden. Müßte dann auch er seinen Abschied nehmen, so bliebe in der That Grévy keine andre Wahl übrig, als ihm Clémenceau zum Nachfolger zu geben, und dann würde die Krisis schnell zur Katastrophe führen. Die dritte Republik wäre dann in den Händen des Radikalismus, eine Ministerium Clémenceau würde den baldigen Ausbruch einer Revolution bedeuten, und nach Berichten aus Paris machen dort viele Leute kein Hehl daraus, daß sie viel lieber die Monarchie wieder einziehen sähen.

Die zweite Präsidentschaft Grévys hebt also unter viel weniger günstigen Sternen an als seine erste. Ende Januar 1879 war die Republik in sehr vorteilhafter Lage, das vorhergegangne Jahr hatte sich für sie zu einem Jahre der Triumphe gestaltet, aus der Krise des 16. Mai siegreich hervorgegangen, hatte sie ihren Erfolg nicht gemißbraucht, sondern ihn mit Vorsicht und Mäßigung benutzt. Die Geschäfte waren in die Hände liberaler und maßvoller Minister gelegt worden. Die Finanzen gediehen, und nach außen hin hatte Frankreich wieder eine geachtete Stellung erlangt. Die Politik des Kabinetts Dufaure hatte ihre guten Früchte getragen. Jede Einzelwahl vermehrte die Zahl der Republikaner im Abgeordnetenhause, und im Senate wurde die Majorität von rechts nach links gerückt. Wie aber steht es heute? Wir wollen den Kontrast nicht übertreiben, aber niemand wird leugnen, daß der Vergleich zwischen 1879 und 1886 nicht zu Gunsten des letztern spricht. Im

Palais Bourbon giebt es keine Majorität für die Mittelpartei mehr, die Extremen dringen vor und drohen durch ihre Allianz alle Ministerien niederzuwerfen. Die Finanzen befinden sich in übler Verfassung, und man hat neue Steuern zu erwarten. Endlich hat sich Frankreich in Ostasien in eine Expedition verrannt, die es nur mit schweren Opfern fortsetzen und von der es sich doch nicht ohne Schädigung seiner Ehre zurückziehen kann.

Wie wir diese Krisis, die Wahl des Präsidenten Grévy und den bevorstehenden Ministerwechsel in unserm, dem deutschen Interesse anzusehen haben, ergibt sich aus folgenden Sätzen. Die Republik, die Parlamentsherrschaft in Frankreich ist für uns der beste Zustand, denn sie erhält Frankreich schwach, unsicher und nicht zum Bundesgenossen für andre Großmächte, namentlich für Rußland, geeignet, mit dem es sonst manche Interessen gemein hat. Die Monarchie in Frankreich, insbesondere die orleanistische, ist für uns eine Gefahr; denn die Träger derselben werden das Bedürfnis empfinden, ihre schwache Stellung durch kriegerische Erfolge zu verstärken, sie werden stets mehr Aussicht auf ein Bündnis mit andern Mächten haben als die Republik, und der Krieg, den ein zukünftiger französischer König oder Kaiser führen würde, um sich bei den Franzosen beliebt zu machen, könnte bei dem Revanchebedürfnisse aller Klassen derselben nur ein deutscher sein. Grévy und die Opportunisten haben einen solchen Krieg nicht nötig und als gemäßigte, friedliche Leute auch nicht im Sinne.



Korps und Burschenschaften.



us der Unmasse studentischer Korporationen, welche gegenwärtig auf den deutschen Hochschulen bestehen, heben sich die Korps und Burschenschaften insofern heraus, als sie nicht bloß rein äußerlich gesellige Zwecke verfolgen, sondern sich eine „Erziehung“ ihrer Mitglieder zur ersten Aufgabe machen.

Beiden gemeinsam ist das herkömmliche Waffenspiel, welches sie als eine wesentliche Grundlage dieser „Erziehung,“ zur Heranbildung eines reizbaren Ehrgefühls und Aneignung einer tadellosen Haltung in der Gefahr, mit Eifer und obligatorisch betreiben, und durch welches ihre Jünger den bekannten Familienzug erhalten, an dem die Furchtsamen im Lande so großes Vergnügen nehmen.

Beiden gemeinsam sind ferner die stärkern Ansprüche an den Einzelnen; sie verlangen mehr oder minder seine Hingebung für eine Reihe von Semestern